

Im Aus gelandet

Text: Stefanie Paul, Fotos: Axel Völcker



Dönerbude, Ein-Euro-Laden, Spielothek:
Auf der Müllerstraße herrscht eine strikte Ordnung.

Wer für einen Urlaub nach Berlin kommt, fährt meist in die In-Bezirke Mitte, Kreuzberg oder Friedrichshain. Den ehemaligen Arbeiterbezirk Wedding kennen viele Touristen nur vom Durchfahren. Unsere Autorin hat angehalten und ein Hotelzimmer gebucht – unterwegs auf dem Asphalt des Weddings

Mit Helle habe ich als Teenager den Wedding entdeckt: den roten Wedding, den Arbeiterbezirk. Mit ihm war ich dabei, als „Die roten Matrosen“ rebellierten, der Kaiser abdanken musste und die Weimarer Republik mühsam das Licht der Welt erblickte. Worüber ich früher in einem Buch von Klaus Kordon gelesen habe, schaue ich mir heute an – in echt, als Tourist.

Ackerstraße 37. Hier wohnte Helle. Ein Friedhof? Ich bin enttäuscht. Ich hatte etwas anderes erwartet: ein großes Mietshaus aus der Gründerzeit zum Beispiel, mit dunklen und beklemmend engen Hinterhöfen. Ein Sozialbau aus den siebziger Jahren wäre auch in Ordnung gewesen. Denn darüber hätte ich mich noch ärgern können. Aber ein Friedhof? Die erste Sehenswürdigkeit auf meiner Liste: eine Niete.

Die alte Nazarethkirche von Karl Friedrich Schinkel. Für einen Touristen: sehenswert. Für den Weddingwohler: nichts Besonderes

Meine Enttäuschung ist schnell vergessen. Nicht weit entfernt sehe ich eine gewaltige Fabrikhalle, aus rotem Backstein und mit grün eingerahmten Fenstern. Es ist das ehemalige AEG-Apparatewerk, ein Relikt des legendären Arbeiterbezirks. 1883 gründete Emil Rathenau in der Ackerstraße seine „Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft“ (AEG). In den sechziger Jahren arbeiteten hier rund 10.000 Mitarbeiter. Das war einmal, genauso wie die AEG. Das ehemalige Beamtentor sieht aus, als hätte es sich da-

mit noch nicht abfinden können. Etwas trotzig steht es da, das wie eine gotische Kathedrale anmutende Eingangstor zum Werksgelände. Ich schlängle mich durch die Straßen und gelange schließlich zur S-Bahn-Haltestelle Wedding. Jetzt bin ich also im Zentrum. Es ist Abend, es windet und regnet. Und obwohl ich mitten in einer Großstadt bin, mit Straßenbeleuchtung und Glitzerreklame, kommt es mir hier seltsam dunkel vor. Ich habe beschlossen, zum Hotel zu laufen. Das wären vier Stationen mit der U-Bahn, am Ende ist es eine halbe Stunde zu Fuß, immer entlang der Müllerstraße, einfach immer geradeaus. Vom Portier werde ich dafür später im Hotel einen Blick ernten, der irgendwo zwischen Verwunderung und Mitleid liegt.

Doch die Müllerstraße ist es wert, dass man sie entlanggeht. Einst war sie so etwas wie der Kurfürstendamm des Weddings – eine echte Prachtstraße. Ähnlich wie auf dem Ku'damm herrscht hier eine strikte Ordnung: Dönerbude, Ein-Euro-Laden, Spielothek, Dönerbude, Ein-Euro-Laden, Spielothek. Zwischendurch findet man auch noch einen Bäcker oder einen Friseur. Und es gibt ein echtes Phänomen: ein schwarzes Loch. Mitten im Wedding, direkt an der Müllerstraße. Kein einziges Lämpchen erhellt diese weitläufige Fläche, es ist völlig surreal. Am nächsten Tag werde ich erkennen, dass das schwarze Loch der Leopoldplatz war. Zwei Kirchen stehen auf ihm, die neue und die alte Nazarethkirche. Es ist ein schöner Platz mit zwei schönen Kirchen. Die alte Nazarethkirche stammt sogar von Karl Friedrich Schinkel. Sie

ist eine der vier Schinkelschen Vorstadtkirchen. Für einen Touristen: sehenswert. Für den Wedding wohl: nichts Besonderes.

In diesem Moment beschleicht mich zum ersten Mal jener Eindruck, der sich am Ende meines Urlaubs verfestigt haben wird: Im Wedding kann sich anscheinend niemand vorstellen, dass irgendwer ausgerechnet hier Urlaub machen möchte.

Dass ein Tourist hier abgezockt würde, kann man nicht sagen

Je weiter ich laufe, immer stadtauswärts, desto ruhiger wird es. Ich habe das Gefühl, in die falsche Richtung zu gehen. Doch dann erscheint es plötzlich: das Hotel de France – mit seiner grauen Fassade und den blauen Fenstern. In keinem



Preiswert und deftig: So isst man im Wedding.

davon brennt Licht. Mein erster Gedanke: Das Hotel muss geschlossen sein. Im Foyer: kein Mensch. Ich klinge und warte. Ich klinge wieder und warte.

Nach fünf Minuten kommt der Portier, ein junger Mann mit freundlichem französischem Akzent. Als ich ihn bitte, mir Sehenswürdigkeiten zu empfehlen, nennt er mir ein bisschen hilflos das Alliierten Museum, den Volkspark Rehberge und das Erika-Heß-Eisstadion. Er gibt mir auch einen Stadtplan. Eine große Werbeanzeige verdeckt den Wedding vollständig.

Das Hotel de France hält innen, was der Name verspricht. Man fühlt sich tatsächlich ein bisschen wie in Frankreich. Vielleicht liegt es an den zwei Weinflaschen, die im Zimmer bereitstehen. Vielleicht am Akzent des Portiers, vielleicht aber auch am angeschlossenen französischen Restaurant. Früher gehörte das Haus den französischen Alliierten.

Mein Zimmer ist toll. Denn ich kann den Flugzeugen bei ihrem Landeanflug auf Tegel zusehen – pünktlich alle zwei Minuten und dreißig Sekunden. Es ist skurril, denn die Flugzeuge donnern direkt über den Wedding. Jetzt erklärt sich auch das leise Grollen, das hier ständig in der Luft liegt. Ich erzähle dem Portier am nächsten Morgen davon und er empfiehlt mir, zum Kurt-Schumacher-Platz zu fahren. Die Berliner sagen „Kutsch“. Die Currywurst kostet hier 1,20 Euro. Dass ein Tourist hier abgezockt würde, kann man nicht sagen.

Stauend wie ein kleines Kind stehe ich dort, drehe mich immer wieder um die eigene Achse – über mir rasen die

Flugzeuge hinweg. Sie sind zum Greifen nahe, ich bräuchte nur die Hand auszustrecken. So kommt es mir zumindest vor. Ich stehe da und glotze in den Himmel, minutenlang, begeistert. Für die Menschen, die hier leben, ist das Alltag. Ich bin die Einzige, die hier noch zum Himmel schaut.

Meine nächste Station ist die Siedlung Schillerpark. Denn die Besichtigung mindestens eines UNESCO-Welterbes gehört für einen verantwortungsvollen Touristen dazu. Die Siedlung war immerhin das erste großstädtische Wohnprojekt im Berlin der zwanziger Jahre. Ich betrachte die Häuser aus rotem Backstein im Vorübergehen. Der Architekt Bruno Taut hatte sich damals gegen die übliche Blockrandbebauung – und für eine offene Bauweise mit viel Grün zwischen den Häusern – entschieden. Die Monatsmieten konnten sich die Arbeiter damals nicht leisten. Der Eindruck heute: Wer hier wohnen will, muss eine Vorliebe für dicke Gardinen haben.

Ich ziehe weiter, im Regen. Meine Liste mit Sehenswürdigkeiten ist mittlerweile ganz aufgeweicht, die Schrift verlaufen. Was darauf stand, kann man nur noch erahnen: Schillerpark, Osram-Höfe und das Krematorium an der Gerichtstraße.

Fündig auf der Suche nach dem echten Berlin

Deutlich in meiner Erinnerung aber sind die Kneipen im Wedding. Es scheint, als sei die Zeit dort stehengeblieben. Irgendwann in den fünfziger Jahren. Im Schaufenster hängt oft ein beleuchtetes

Schultheiß-Reklameschild. Auf dem Fensterbrett stehen halbvertrocknete Topfpflanzen und die Fenster sind mit vergilbten Gardinen verhängt. Innendrin ein fast undurchdringlicher Nebel aus Zigarettenrauch. An der Theke sitzen meist drei oder vier Männer über ihr Bier gebeugt. Hier atmet man ihn förmlich ein, den alten Wedding, den Arbeiterbezirk.

Wer auf der Suche nach klassischen Sehenswürdigkeiten hierher kommt, wird enttäuscht. Wer aber auf der Suche nach dem echten Berlin ist, der wird ganz bestimmt fündig. Ich wurde es zumindest. Der Wedding ist zwar nicht mehr der, den ich durch Helle kenne. Aber das Gefühl, das er mir gibt, ist, irgendwie zu Hause zu sein.



Hat Tradition und Klasse: die Kneipeneinrichtung im ehemaligen Arbeitermilieu.